

Daniel Hechler & Peer Pasternack

## Zeithistorische Selbstaufklärung Ein Handlungsmodell für die verstetigte Präsenz der Hochschulzeitgeschichte im Hochschulalltag



Daniel Hechler



Peer Pasternack

The keeping of colleges' contemporary history plays an essential part in the clarification of their identity and thus in collegiate culture. It is often omitted or at least lacks continuity. If it is supposed to be more than a composition of chronicles, the decision of who will be entrusted with the keeping is crucial. Often there is a lack of objective distance or of an adequate academic education in history (especially in contemporary disciplinary history beyond the discipline of history itself). Therefore, the current state of knowledge and standards has again and again been unjustifiably projected onto contemporary actors. *Daniel Hechler & Peer Pasternack* structure in their article "Contemporary Historical Self-Enlightenment. An Action Model for the Constant Presence of Colleges' Contemporary History in Collegiate Everyday Life" the subject area and develop practical proposals on how institutions of higher education should handle this part of their culture.

Hochschulen verweisen gern auf ihre Geschichte: Historizität spendet Bedeutsamkeit. Zugleich kann der so schlichte wie stolze Verweis auf ununterbrochene Existenz aber auch irritieren, denn die Nichtunterbrechung bedeutet ebenso Verstrickung in die Zeitläufte. Dies führt die Geschichte des 20. Jahrhunderts – und ihrer Hochschulen darin – bislang unübertroffen vor Augen. In besonderer Weise bekommen das die ostdeutschen Hochschulen zu spüren, wenn ihnen immer wieder attestiert wird, sich nur unzureichend mit ihrer eigenen Vergangenheit in der DDR auseinanderzusetzen. So etwa Ilko-Sascha Kowalczuk, Historiker bei der Stasi-Unterlagenbehörde: „Die Hochschulen standen während der Revolution abseits und haben in den Jahren danach auch kaum etwas unternommen, um ihre Rolle glaubhaft und kritisch zu untersuchen.“ Kritisch anzumerken sei vielmehr, „dass fast nirgends die Uni-Leitungen in 20 Jahren diese Geschichte offensiv und öffentlich sichtbar beleuchteten. So konnten natürlich auch die Opfer der kommunistischen Politik nicht gewürdigt werden. Alle Ansätze, die es in dieser Richtung gab, sind von außen in die Hochschulen hineingetragen worden. Die Gründe liegen auf der Hand: Zum einen will man sich den Ruf nicht beschädigen lassen, und zum anderen gibt es ein hohes Maß an personeller Kontinuität in den Hochschulen und in der Bildungsbürokratie.“ Fazit: „Es fehlt schlichtweg der Wille zur Aufarbeitung“ (Kowalczuk 2010).

Kowalczuk formulierte hier primär einen Eindruck, nicht das Ergebnis einer Untersuchung. Diese liegt inzwischen vor (vgl. Hechler/Pasternack 2011). Deren Ergebnisse

sind weit differenzierter und lassen sich wie folgt zusammenfassen: Inhaltlich sind die Aktivitäten der ostdeutschen Hochschulen, ihre Zeitgeschichte aufzuarbeiten, zwar durchwachsen und in der Regel wenig systematisch, zugleich aber auch durchaus weit gefächert. Ein generelles Desinteresse kann nicht konstatiert werden, eher ein erratisches Vorgehen, eine vergleichsweise hohe Jubiläumsabhängigkeit und die Schwierigkeit, Kontinuität aufrecht zu erhalten. Einschränkungen ergeben sich z.T. auch aus äußeren Umständen wie Ressourcenverfügbarkeit, dem Vorhandensein historischer Expertise oder Problemen, Basisdaten zu generieren, z.B. zu Repressionsopfern in der DDR. Beträchtliche Unterschiede bestehen zwischen den Hochschulen, wenn ihre Aktivitätsformen in Augenschein genommen werden: Sehr forschungsaktive Hochschulen weisen unzulängliche Internetpräsentationen der eigenen Zeitgeschichte auf, während andere sehr aktiv im Ausstellungsgeschehen sind, aber auf zeitgeschichtsbezogene Skandalisierungen nicht angemessen zu reagieren vermögen. Gleichwohl zeigt die Betrachtung über den Zeitverlauf, dass höhere Ansprüche an und eine Professionalisierung der Hochschulzeitgeschichtsbearbeitung an Boden gewinnt. Zunehmend findet eine Historisierung der DDR-Hochschulgeschichte statt, insofern neuere Studien stärker historiografischen und weniger geschichtspolitischen Fragestellungen verpflichtet sind.

Die Unterschiede zwischen den Hochschulen und ihre generelle Schwierigkeit, Kontinuität in der Befassung mit ihrer eigenen Zeitgeschichte zu sichern, verweisen auf drei Fragen: Was sind Anlässe und Intentionen, Ko-

sten und Nutzen für die zeitgeschichtliche Selbstthematization von Hochschulen (nachfolgend Punkt 1.)? Welche Schlüsselfaktoren beeinflussen den institutionellen Umgang mit der hochschulischen Zeitgeschichte (Punkt 2.)? Wie lässt sich ein konsistenter, zielführender und hinsichtlich des Aufwands leistbarer Umgang mit der Zeitgeschichte einer Hochschule erreichen (Punkt 3.)?

## 1. Handlungsoptionen

Hochschulen haben drei grundsätzliche Optionen, mit ihrer eigenen Vergangenheit umzugehen: (1) *Geschichtsabstinenz*: Gegenwart und Zukunft werden betont bei gleichzeitiger Vermeidung, aus der Geschichte herrührende Schatten auf der Institutionsgeschichte zu thematisieren oder damit zusammenhängende Konflikte auszutragen; (2) *Geschichte als Traditionsreservoir und Geschichtspolitik als Hochschulmarketing*: Geschichte wird genutzt, um ein positives Bild nach außen hin und um positive interne Integrationseffekte zu erzeugen oder zu verstärken; beides geschieht meist über Traditionsstiftung bzw. Traditionserhalt, d.h. einer selektiven Nutzung von positiv bewerteten Elementen der Hochschulgeschichte; (3) *Geschichte als Aufarbeitung und Selbstaufklärung*: Hierbei können sich Motive, die hohen wissenschaftlichen wie ethischen Ansprüchen entspringen, mit solchen Motiven vereinigen, die institutionenpolitischer Gegenwartsbewältigung dienen; die anspruchsvolle Integration zeithistorischer Selbstaufklärung in das Hochschulleben wird z.B. erkennbar, wenn Jubiläen zum Anlass für Selbstirritation werden.

In der Realität sind die Varianten (2) und (3) meist nicht klinisch sauber voneinander getrennt, sondern bilden Mischformen mit unterschiedlichen Mischungsverhältnissen. Für alle drei Varianten gilt: Sie werden jeweils gefördert oder behindert je nachdem, welche Geschichtsrendite zu erwarten steht. Geschichtsabstinenz kann dann eine institutionenpolitisch attraktive Option darstellen, wenn geschichtsbezogene Gewinne – Prestige, Vertrauen, Legitimität etc. – nicht zu erwarten sind. Umgekehrt kann bei erwartbaren Geschichtsrenditen – z.B. Traditionsherstellung oder die prophylaktische Integration von Konflikten, die bei Nichtthematization von außen herangetragen werden könnten, in die eigene Darstellung und damit verstärkte Kontrolle über die hochschulbezogene Kommunikation – ein offensiver Umgang mit der Geschichte attraktiv sein. Widerstand gegen bestimmte Geschichtsaufarbeitungen wiederum kann die geschichtsbezogenen Gewinne überlagern und neutralisieren, indem die Auseinandersetzungen mehr Legitimität kosten als die Aufarbeitung Legitimität erzeugt.

Differenziert für die drei Optionen, die den Hochschulen zur Verfügung stehen, um mit ihrer Vergangenheit umzugehen, lassen sich die möglichen Anlässe und Intentionen, die etwaigen Kosten und der denkbare Nutzen entsprechender Aktivitäten benennen (Übersicht 1).

Übersicht 1: Handlungsvarianten im Umgang mit der Hochschulzeitgeschichte

Option	Geschichtsabstinenz	Geschichte als Tradition, Geschichtspolitik als Hochschulmarketing	Geschichte als Aufarbeitung und Selbstaufklärung
<b>mögliche Anlässe / Intentionen</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>keine Intention, da keine Problematisierung</li> <li>Nichtthematization, wenn Thematisierung kritische Nachfragen erwarten lässt und Geschichtsrendite nicht zu erwarten ist</li> <li>Vermeidung, Schatten auf der Hochschulgeschichte zu thematisieren, um Konfliktaustragung zu umgehen</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>Bewältigung eines Jubiläums</li> <li>Traditionsstiftung, Traditionserhalt</li> <li>Vermittlung positiven Selbstbildes nach außen</li> <li>positive interne Integration</li> <li>günstige Platzierung der Hochschule in Gegenwart und Zukunft, im Wettbewerb um die knappe Ressource öffentlicher Aufmerksamkeit, Personal, Studierende und Finanzmittel</li> <li>Geschichte als Alumni-Projekt</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>Dokumentation und Einlösung hoher Ansprüche an sich selbst</li> <li>Jubiläum als Anlass für Selbstirritation</li> <li>reaktive Skandalisierungsbewältigung</li> <li>prophylaktische Vorbereitung auf zeitgeschichtsbezogene Krisenkommunikationen, proaktive Skandalvermeidung</li> <li>Aufarbeitung zu Zwecken individueller Rehabilitierungen</li> </ul>
<b>Soziale und finanzielle Kosten</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>fehlendes Problembewusstsein → ggf. Glaubwürdigkeitsproblem → ggf. Politisierung: Nichtthematization erscheint als intentional</li> <li>Skandalisierungsrisiken</li> <li>Verzicht auf potenzielle Geschichtsrendite (Alumni, Prestige, Vertrauen)</li> <li>Unterschreitung wissenschaftlicher Standards (z.B. mangelnde Kritikfähigkeit)</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>fehlendes Problembewusstsein → Glaubwürdigkeitsproblem → ggf. Politisierung: Instrumentalisierung der Geschichte erscheint als intentional</li> <li>erhöhte Skandalisierungsrisiken</li> <li>Unterschreitung wissenschaftlicher Standards (z.B. mangelnde Kritikfähigkeit)</li> <li>indirekte Verstärkung einer DDR-Identität</li> <li>überschaubare Finanzmittel nötig</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>intensive wissenschaftliche Forschung notwendig</li> <li>umfangreiche Finanzmittel nötig</li> <li>potenzielle Entwertung der Einrichtung und von Lebensläufen</li> <li>ggf. lokaler Widerstand, Entfremdung von Ehemaligen bzw. Region</li> </ul>
<b>Nutzen</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>exklusive Gegenwartsorientierung</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>integrative Funktion</li> <li>Stabilisierung des (positiven) Selbstbildes</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>skandalisierungsfreie Referenz auf positive Traditionslinien möglich</li> <li>ethisch-moralische Nobilitierung</li> <li>möglicher Pionierstatus → positive öffentliche Wahrnehmung (im Zeitverlauf nachlassend)</li> <li>Identifikation durch Kontroverse / Konflikt</li> <li>aufklärerischer Mehrwert</li> </ul>

## 2. Schlüsselfaktoren

Hochschulen sind hohen normativen Erwartungen ausgesetzt, was die Erforschung, Aufarbeitung und Darstellung ihrer eigenen Geschichte betrifft. So wurde etwa im Deutschlandfunk unlängst kritisiert, dass von einer systematischen Erkundung der eigenen DDR-Geschichte an den ostdeutschen Hochschulen keine Rede sein könne: „Da sind einzelne private Initiativen von Regionalhistorikern oder persönlich Betroffenen; da sind umfangreiche Universitätsgeschichten, die nach der Veröffentlichung unbemerkt in Bibliothek und Schublade verschwinden; da sind kritische Historiker, die auf verschlossene Archive stoßen“ (van Laak 2010). Der Historiker Jochen Staadt monierte in diesem Zusammenhang, dass die Hochschulleitungen nicht in der Lage seien, vergleichs-

weise einfache Fragen zur DDR-Geschichte ihrer Einrichtungen beantworten: „Wie viele Exmatrikulationen hat es gegeben? Wie viele davon aus politischen Gründen?“ Stattdessen gebe es „eine ganze Reihe von Hochschulen im Osten, wo noch nie etwas“ in Richtung Aufarbeitung passiert sei (ebd.).

Gleichzeitig bekräftigen die Hochschulen diese normativen Erwartungen durch ihre Selbstbeschreibungen: Als Einrichtungen mit häufig langer historischer Kontinuität inszenieren sie sich als sehr geschichtsbewusst. Sie sind Einrichtungen der Früherkennung gesellschaftlicher Problemlagen. Hochschulen sind der innerwissenschaftlichen Selbstreflexion verpflichtet. Sie verfügen oft im eigenen Haus über historische Fachexpertise, woraus sich Qualitätsverpflichtungen hinsichtlich ihrer Selbstwahrnehmung und -darstellung ergeben. Für andere Einrichtungen haben Hochschulen eine Vorbildrolle. Und sie bilden künftige Entscheidungsträger aus.

Nicht zuletzt sind Hochschulen privilegierte Institutionen. Sie stellen öffentlich finanzierte Freiräume dar, die im Vergleich zu sonstigen Organisationen hohe Freiheitsgrade der individuellen und kollektiven Zwecksetzungen, Zeitsouveränität und Entlastung von unmittelbarem Handlungsdruck bieten. Im Gegenzug sollen Hochschulen Orte sein, an denen „sich die Gesellschaft selbst denkt“ (Daxner 1996, S. 269). Ein Ort zu sein, an dem sich die Gesellschaft denkt, schließt grundsätzlich auch das Denken über das Herkommen, also Geschichte ein.

Die normativen Erwartungen treffen auf die vorfindliche Realität. Unsere Auswertung der zeitgeschichtsbezogenen Aktivitäten ostdeutscher Hochschulen lässt sich, jenseits der konkreten Unternehmungen, so zusammenfassen: Es gibt einige regelmäßig auftretende begünstigende Faktoren wie strukturelle Hindernisse angemessener historischer Selbstbefragung von Hochschulen.

Einem übersichtlichen Schema zufolge konstituiert sich eine Hochschule als Erinnerungsort über drei wesentliche Aspekte: die materiellen Überreste, die Hochschule als Personenverband, d.h. zumeist über herausgehobene Gelehrte, und schließlich über Selbstreflexion (vgl. vom Bruch 2007, S. 96). Daneben bedarf es aber Antworten darauf, welche Aspekte den Prozess des institutionellen Erinnerens auslösen, fördern und stabilisieren.

Sollen Prozesse beeinflusst werden, ist dies immer dann effektiver, wenn zunächst deren Schlüsselfaktoren identifiziert werden. Dies sind zum einen die richtungsentscheidenden Punkte innerhalb von Prozessen, an denen entschieden wird (bzw. – wenn man die Dinge laufen lässt – sich entscheidet), welche von mehreren Optionen fortan realisiert wird.

Es sind zum anderen institutionalisierte Stellschrauben, an denen Korrekturen bisheriger Prozesse herbeigeführt werden können. Wird an solchen Schlüsselfaktoren mit Interventionen begonnen, lassen sich typischerweise eher und gründlicher Veränderungen herbeiführen, als wenn Eingriffshandeln an vergleichsweise peripheren Punkten ansetzt. Ob die

angestrebten Veränderung eher zielkonform ausfallen oder konstraintentional, ob sich mehr erwünschte oder mehr unerwünschte Effekte ergeben – das hängt zugleich davon ab, ob auch die jeweils anderen Schlüsselfaktoren im Interventionshandeln berücksichtigt oder ignoriert werden, ob tatsächlich alle Schlüsselfaktoren des jeweiligen Prozesses identifiziert worden waren und ob die Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Schlüsselfaktoren hinreichend berücksichtigt werden. Zudem müssen einige begrenzende Umstände in Rechnung gestellt werden, die sich aus dem Charakter der Hochschule als Expertenorganisation ergeben (vgl. Pellet 1999, S. 110ff.): Sie setzen der Steuerbarkeit der Subeinheiten einer Hochschule deutliche Grenzen und verweisen darauf, dass es eines geschickten Anreizmanagements bedarf, um erwünschte Prozesse auszulösen oder in erwünschte Richtungen zu bewegen.

Jegliche Organisationen wiederum – unter anderem Hochschulen – sind dadurch gekennzeichnet, dass sie einerseits bestimmten Rahmenbedingungen und Vorfestlegungen unterworfen sind, dass andererseits das Handeln ihrer Mitglieder die Organisationsprozesse intern und die externe Positionierung der Organisation beeinflussen kann. Die Rahmenbedingungen und Vorfestlegungen lassen sich entweder nicht oder nur sehr aufwändig verändern; d.h. sie müssen als gegeben akzeptiert und als solche im Handeln berücksichtigt werden. Geht es um den Umgang der Hochschulen mit ihrer Zeitgeschichte, so lassen sich folgende Schlüsselfaktoren destillieren, die dieser Gruppe zugehören: Hochschultyp, Alter der Hochschule und deren institutionelle (Dis-)Kontinuität, Fächerkontinuität und Vorläuferheterogenität, Hochschulgröße sowie Vorhandensein historischer Kompetenz. Als durch das Handeln der Organisationsmitglieder beeinflussbare Schlüsselfaktoren lassen sich, soweit es um den Umgang der Hochschulen mit ihrer Zeitgeschichte geht, die folgenden identifizieren: Funktion der Befassung mit Zeitgeschichte, Hochschuljubiläen, Organisationskultur sowie Skandalisierungen und Skandale. Zugleich können diese Schlüsselfaktoren danach unterschieden werden, wie zentral sie die Befassung einer Hochschule mit ihrer Zeitgeschichte beeinflussen (Übersicht 2).

Übersicht 2: Schlüsselfaktoren der hochschulischen Befassung mit der eigenen Zeitgeschichte

Rahmenbedingungen	Durch Akteurshandeln gestaltbar
<ul style="list-style-type: none"> <li>• Hochschultyp</li> <li>• Alter der Hochschule und institutionelle (Dis-)Kontinuität</li> <li>• Hochschulgröße</li> <li>• Maß der Fächerkontinuität und Vorläuferheterogenität</li> <li>• Vorhandensein historischer Kompetenz</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Funktion der Befassung mit Zeitgeschichte</li> <li>• Verhältnis von Erinnerungspolitik und Wissenschaft</li> <li>• Hochschuljubiläen</li> <li>• Skandalisierungen und Skandale</li> <li>• Organisationskultur</li> </ul>

Zu den Schlüsselfaktoren des Umgangs mit der Hochschulzeitgeschichte, die durch hochschulisches Handeln gestaltbar sind, können und sollten an der jeweiligen Hochschule aktiv Entscheidungen erzeugt werden:

(1) *Funktion der Befassung mit Zeitgeschichte:* Auf Grund unserer empirischen Erhebung lässt sich festhalten: Zeithistorisch sensibilisierte Hochschulen be-

treiben einerseits Geschichte als Aufarbeitung und Selbstaufklärung. Andererseits aber nutzen sie aus institutionenpolitischen Gründen auch Geschichte als Traditionsreservoir und Geschichtspolitik für das Hochschulmarketing. Nach landläufiger Auffassung gilt letzteres als unverzichtbar, um positive Wir-Inszenierungen gelingen zu lassen. Dennoch sollten hochschulgeschichtliche Forschungen nicht primär als historiografische Munitionierung aktueller Hochschulmarkenbildungsprozesse missverstanden werden. Zu entscheiden ist hier also das Mischungsverhältnis. Wir plädieren für eine Dominanz der wissenschaftlichen Geschichtsaufarbeitung und eine immer erst nachträgliche Prüfung, was davon für Traditionsbestände und Imagebildung zweitverwertet werden kann. Im Falle der Hochschulzeitgeschichte liegt dies umso näher, als das 20. Jahrhundert den Hochschulen ohnehin nur wenige nichtambivalente Entwicklungen beschert hat.

- (2) *Verhältnis von Erinnerungspolitik und Wissenschaft:* Die Spannung zwischen Erinnerungs- und Geschichtspolitik einerseits und Geschichtserforschung (also Wissenschaft) andererseits erweist sich als besonders einflussreich für zeithistorische Selbstaufklärung von Hochschulen. Das Interesse der Hochschulen an der eigenen Historie deckt sich nicht zwingend mit genuin geschichtserforschenden Zugängen, suchen diese doch mehr oder weniger zweckfrei nach wahrheitsfähigen Rekonstruktionen der Vergangenheit. Hochschulleitungen hingegen betreiben in erster Linie Organisationspolitik im Interesse der Wissenschaft. Diese zielt auf möglichst komfortable Platzierung der Organisation in konkurrenzgeprägten Umwelten. Im erinnerungspolitischen Raum können wissenschaftliche Kriterien wie Ausgewogenheit und Multiperspektivität keine verbindliche Geltung beanspruchen. Wissenschaft dagegen hat z.B. aktiv der Neigung der Öffentlichkeit entgegenzuarbeiten, zeithistorische Ambivalenzen als Zumutung wahrzunehmen. Nur im Aushalten der Ambivalenzen ist der Anspruch aufrecht zu erhalten, der legitimerweise an Wissenschaft gestellt wird. Gleichwohl verweisen Wissenschaft und Erinnerungspolitik aufeinander und irritieren sich wechselseitig: Erinnerungspolitische Fragen versorgen wissenschaftliche Forschungen mit zusätzlicher Relevanz; zugleich können erinnerungspolitische Erzählungen dauerhaft nur durch wissenschaftliche Forschung vor Erstarrung, bloßer Routine oder ihrer Instrumentalisierung für Traditions- und Mythenbildung bewahrt werden.
- (3) *Hochschuljubiläen:* Diese sind im Grundsatz durch Jahrestage vorgegeben. Eine Inflation von Jubiläumsfeiern durch künstliches ‚Erfinden‘ lediglich halbrunder Jahrestage sollte vermieden werden. Statt dessen bietet es sich an, die ‚richtigen‘ Hochschuljubiläen (zumindest durch 25 teilbar) sehr langfristig vorzubereiten; dann ist es auch leichter, institutionengeschichtliche Forschungen in die Vorbereitung zu integrieren. Gegen die argumentative Nutzung von Jubiläen zur Legitimation solcher Forschungen ist wenig einzuwenden, wenn dadurch hochschulinter-

ne Skepsis neutralisiert und die nötigen Ressourcen mobilisiert werden können. Problematisch allerdings ist es, wenn Hochschulgeschichte ausschließlich im Takt der Jubiläen erforscht wird. In jedem Falle sollte hochschulische Geschichtserforschung nicht als Event-grundierende Jubiläumsfolklore inszeniert werden, die einer quasi-liturgischen Aufwertung von runden Jahrestagen dient.

- (4) *Skandalisierungen und Skandale:* Konfliktfreie Hochschulzeitgeschichte ist illusorisch. Anzustreben ist hier hingegen, zivilisierte Konfliktaustragungsmodalitäten zu entwickeln und die Dokumentation von Deutungskonflikten regelhaft vorzusehen. Skandalisierungen mit zeitgeschichtlichen Bezügen kommen in der Regel überraschend und von außen. Sie zu vermeiden oder ihr Erregungspotenzial niedrig zu halten, dürfte nur einer Hochschule gelingen, die bereits auf Aktivitäten ihrer zeithistorischen Selbstaufklärung verweisen kann. Wo dies noch nicht der Fall ist, können Skandalisierungen den Anlass bilden, eine etwaige nächste Skandalisierung dadurch zu vermeiden, dass man sich ab sofort verstetigt der eigenen Zeitgeschichte widmet. Die Protagonisten der hochschulzeitgeschichtlichen Aufarbeitung können Skandalisierungen durchaus auch in diesem Sinne instrumentalisieren, wenn auf andere Weise eine entsprechende Sensibilisierung in der Hochschule nicht zu erzeugen ist: Werden der Geschichtsbefassung die nötigen Ressourcen zugestanden, um künftige Imageschäden für die Hochschule zu vermeiden oder zu begrenzen, dann geschieht etwas richtiges aus falschen Gründen. Das ist immerhin besser, als wenn im Warten auf die Einsicht in die richtigen Gründe einsteilen gar nichts geschieht.
- (5) *Organisationskultur:* Die Charakteristika der Expertenorganisation prägen die Organisationskultur der Hochschule. Hochschulen sind durch eine hohe Autonomie der Basiseinheiten und des wissenschaftlichen Personals gekennzeichnet. Diese stellt die Voraussetzung der Expertentätigkeit dar. Mit dem Wissen befindet sich das zentrale Produktionsmittel der Hochschule nicht in der Hand der Organisation, sondern der Wissenschaftler/innen. Die wissenschaftliche Gemeinschaft – und nicht die Hochschule – entscheidet über die Vergabe von Reputation. Im Konfliktfall müssen daher die wissenschaftlichen Standards gegenüber den Interessen der eigenen Hochschule privilegiert werden. All dies macht es unwahrscheinlich, dass aus dem akademischen Betrieb heraus ein weithin geteiltes Interesse an der Zeitgeschichte der jeweiligen Hochschule heraus entsteht: Geschichtliche Reflexionen in der Wissenschaft folgen eher der (überlokalen) Disziplinen- als einer lokalen Institutionenentwicklung. Geschichtsinteresse lässt sich nicht anweisen, und es ist nicht die Hochschule, welche handelt, sondern es sind einzelne Akteure in ihr mit jeweils unterschiedlichen Motivlagen. Disziplinenorientierte Reflexion der Zeitgeschichte, lebensweltlich angeregte Erinnerungsrbeit, individuelle Initiativen einzelner Hochschulangehöriger zur Bearbeitung der Geschichte von Fach-

bereichen sowie problembezogene Ad-hoc-Initiativen, die auf spezifische Anlässe reagieren – dies sind die hochschultypischen Varianten, sich mit der eigenen Zeitgeschichte auseinanderzusetzen. Sie sind nur bedingt geeignet, institutionelle Routinebildungen bezüglich einer zeitgeschichtlichen Selbstreflexion auszulösen. Soll dies dennoch – und sei es temporär – gelingen, so müssen die dominierenden (und partikular gültigen) Organisationsregeln mit den dominierenden (und universal gültigen) Wissenschaftsnormen hinreichend synchronisiert werden. Zudem bedarf es eines geschickten Anreizmanagements und wertschätzender Einbindung der in der Regel eigenwilligen Akteure.

### 3. Best-Practice-Modell

Um zu einem souveränen Umgang mit der institutionellen Zeitgeschichte zu finden, wird zunächst Wissen benötigt, und zwar solches, das die Details, Unterschiede, Ambivalenzen und deren jeweilige Ursachen nicht scheut. Sodann muss dieses Wissen in angemessene Formate gebracht werden, um Verbreitungschancen zu erlangen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Bedingungen an den einzelnen Hochschulen recht unterschiedlich sind. Je nach Größe, Hochschultyp, Fächermischung, Alter und groß- oder mittelstädtischer Lage bestehen jeweils andere Voraussetzungen, um sich der eigenen institutionellen Zeitgeschichte zu stellen.

Ein Best-Practice-Modell des Umgangs einer Hochschule mit ihrer Zeitgeschichte soll im Grundsatz für alle Hochschulen gelten können, also z.B. unabhängig von Hochschulart oder -größe sein. Zugleich muss damit am Anfang die Anmerkung stehen, dass die institutionellen Rahmenbedingungen in jedem Einzelfall daraufhin zu prüfen sind, welche Konsequenzen sie erfordern. Diese Rahmenbedingungen sind durch die Hochschule nicht beeinflussbar, aber zu berücksichtigen. So kann etwa das Vorhandensein historischer Fachkompetenz im Lehrkörper der Hochschule die zeitgeschichtlichen Aktivitäten erleichtern. Ihr Fehlen dagegen – etwa an Fachhochschulen – sollte dazu führen, dass die Hochschule sich von außen zu organisierender Expertise versichert, um handwerkliche Fehler zu vermeiden.

Definiert nun eine Hochschule für sich das Ziel, eine anhaltende Integration zeithistorischer Selbstaufklärung in ihr Hochschulleben zu realisieren, dann folgt daraus zunächst: Es bedarf einer angemessenen Ressourcenausstattung. Soweit dies Personalstellen und Sachmittel betrifft, ist damit ein konflikträchtiges Problem benannt: Die deutschen Hochschulen befinden sich sämtlich im Status strukturell verfestigter Unterfinanzierung. In dieser Situation Ausstattungen für eine (vermeintlich) neue Aufgabe zu mobilisieren, benötigt eine hohe Durchsetzungsfähigkeit des Anliegens. Dies hat zwei Voraussetzungen. Es bedarf zum einen einer starken Protektion durch die zentralen Entscheider der Hochschule, also insbesondere durch die Hochschulleitung, möglichst aber auch den Akademischen Senat. Nur so wird es gelingen, die Zuweisung von Personal- und Sachmitteln – die an irgendeiner anderen Stelle entzogen werden müs-

sen – zu erreichen. Zum anderen ist eine mindestens erleichternde, häufig aber auch notwendige Voraussetzung, immaterielle Ressourcen zu mobilisieren. Das betrifft Legitimität, also eine hohe Akzeptanz für das Anliegen, sich verstetigt der Hochschulzeitgeschichte zu widmen, und es verweist auf eine möglichst hohe Erwartungssicherheit hinsichtlich eintretender Ergebnisse und Effekte; es bedarf also eines überzeugenden Konzepts funktional angemessener Realisierung der angestrebten Befassung mit der Hochschulzeitgeschichte.

Dessen Umsetzung wird nur unbefriedigend gelingen, wenn die hochschulzeitgeschichtliche Arbeit äußerlich bleibt, lediglich als Zusatzaufgabe für ohnehin ausgelastete Hochschullehrer/innen definiert wird und nur gering in das sonstige Hochschulleben integriert ist. Sie wird sehr viel größere Erfolgchancen haben, wenn es gelingt, an der Hochschule etwas zu schaffen und zu erhalten, das wir hier mit dem Begriff „hochschulzeitgeschichtliches Milieu“ bezeichnen wollen.

Dazu sind zunächst Protagonisten erforderlich, die hinreichend motiviert und mit angemessenen Zeitressourcen ausgestattet sind. Das akademische System ist so strukturiert, dass individuelle Karriereorganisation und das Streben nach Reputationsmaximierung seine wesentlichen Energieträger sind. Daher müssen Karriere- und Reputationschancen geschaffen werden (die es im Bereich der Hochschulgeschichte sonst nur sehr begrenzt gibt). Ein erprobter Weg ist die Schaffung von Promotionsstellen. Zugleich muss das Problem der Leitung so gebildeter Teams gelöst werden. Die übliche Variante dafür ist, dass ein mit vielerlei anderen Projekten und Aufgaben beschäftigter Hochschullehrer die Leitung übernimmt. Da lokale Hochschulgeschichte nur bedingt überlokal reputationsträchtig ist, können sich diese Hochschullehrer/innen immer nur begrenzt auf diese Zusatzaufgabe einlassen.<sup>1</sup> Daher müsste jemand zwischen den Promovierenden und dem die Gesamtverantwortung tragenden Hochschullehrer installiert werden. Hier bietet sich die Schaffung einer Juniorprofessur an. Deren Inhaber/in könnte die sechs Jahre Stellenlaufzeit nutzen, sich mit dem Thema zu profilieren, ohne von anderem abgelenkt, aber auch ohne für alle Zeiten auf das Thema festgelegt zu sein. Zugleich ist bei einer Juniorprofessur automatisch nach sechs Jahren eine Neubesetzung programmiert. Damit ist zugleich gesichert, dass die geschaffene hochschulzeitgeschichtliche Struktur nicht verkrustet.

Ebenso kann auf diese Weise eine Struktur etabliert werden, die dem Thema dauerhafte Resonanzfähigkeit sichert. Die Bildung eines Milieus, in dem hochschulzeitgeschichtliche Arbeit gedeiht, setzt z.B. voraus, dass es eine klar adressierbare Anlaufstelle für studentische Interessenten gibt. Wo diese gewonnen und gehalten werden können, entstehen thematisch einschlägige Abschlussarbeiten, lassen sich also Personalressourcen akquirieren, die keine Personalmittel verbrauchen.

<sup>1</sup> Vgl. auch vom Rüdiger vom Bruch: „Universität“ – ein „deutscher Erinnerungsort“?, in: Jürgen John/Justus H. Ulbricht (Hg.): Jena – ein nationaler Erinnerungsort? Böhlau, Köln/Weimar/Wien 2007, S. 93–99, hier S. 98, demzufolge das Mitwirken an hochschulgeschichtlichen Jubiläums-„Darstellungen von vielen Professoren als lästige Pflicht empfunden“ wird.

Damit Studierende auf die Idee kommen können, ihre Abschlussarbeiten zu hochschulzeitgeschichtlichen Fragen zu schreiben, bedarf es der Einbindung des Themas in die Lehre. Dazu müssen die Disziplinenorientierung der Ausbildung respektiert und die Fachvertreter/innen gewonnen werden. Hier erscheint es denkbar, Anknüpfungspunkte über die Geschichte des jeweiligen Faches zu finden. Generell stellt sich die Frage, ob ein beliebiges Fach überhaupt akademisch studiert werden kann, ohne eine Behandlung auch der eigenen Fachgeschichte zu integrieren. Eine solche Integration in die Curricula aller Studiengänge würde nicht nur zeitgeschichtliches Interesse wecken können. Es könnte auch dazu beitragen, Verantwortungsbewusstsein im Horizont der eigenen Disziplin ausprägen. Zwar befasst sich Wissenschaftsgeschichte vorrangig mit Geschichte der Erkenntnis(weisen), während die Hochschulgeschichte primär von der Geschichte der institutionellen Rahmung der Erkenntnis und ihrer Vermittlung ausgeht. Doch Lehrveranstaltungen zur Geschichte und Ethik des jeweiligen Faches könnten ein Ansatzpunkt sein, historische Erkenntnis für politische und soziale Sensibilisierung zu nutzen.

Mit den in zahlreichen Studiengängen vorgesehenen Schlüsselqualifikationsmodulen und Wahlbereichen steht hierfür auch der formale Rahmen bereit, um z.B. entsprechende Lehrforschungsprojekte durchzuführen, die wiederum methodische Kompetenz und Selbstorganisationsfertigkeiten fördern. Gleichsam nebenbei ergäbe sich ein Ort, an dem auch die Zeitgeschichte, z.B. die der eigenen Hochschule, als Thema für intensivere Befassung erfahren und erprobt werden könnte. Lehrforschungsprojekte wiederum könnten nicht nur künftige Masterarbeiten vorbereiten, sondern selbst bereits Teileistungen für Forschungsprojekte oder Ausstellungen erbringen. Zuarbeiten für einen Professorenkatalog oder Beschriftungen von Hochschulgebäuden, die nach Personen benannt sind, ließen sich gleichfalls in diesem Rahmen erbringen.

Auch außerhochschulische Interessenten – etwa ehemalige Hochschulangehörige, Fördervereine der Hochschule oder einzelner Institute, zivilgesellschaftliche Akteure mit hochschulzeitgeschichtlichen Anliegen – fänden in einer Struktur, die dem Thema dauerhafte Resonanzfähigkeit sichert, eine Anlaufstelle. Die Sicherung des Wissens und Materials von Zeitzeugen z.B. könnte damit erheblich erleichtert werden.

Ein verstetigtes Veranstaltungswesen trüge gleichfalls zur Bildung des Milieus bei. Der kontinuierliche wissenschaftliche Austausch kann mittels internen Kolloquien und öffentlichen Tagungen gewährleistet werden. Regelmäßige Veranstaltungen, die auf ein breiteres Publikum zielen, fördern die Integration sonstiger Interessenten. Begünstigend wirkte es in diesem Zusammenhang, wenn einerseits eine Verpflichtung zur Präsentation von Zwischenergebnissen besteht und diese andererseits in unterschiedlichen Formaten vorgelegt werden: Neben die üblichen Sammelbände und Monografien sollten online zu veröffentliche Thesenpapiere und Themenhefte der Hochschulzeitschrift treten, also Formate, welche auch diejenigen ansprechen, die durchaus interessiert sind, aber über niedrigschwellige Angebote er-

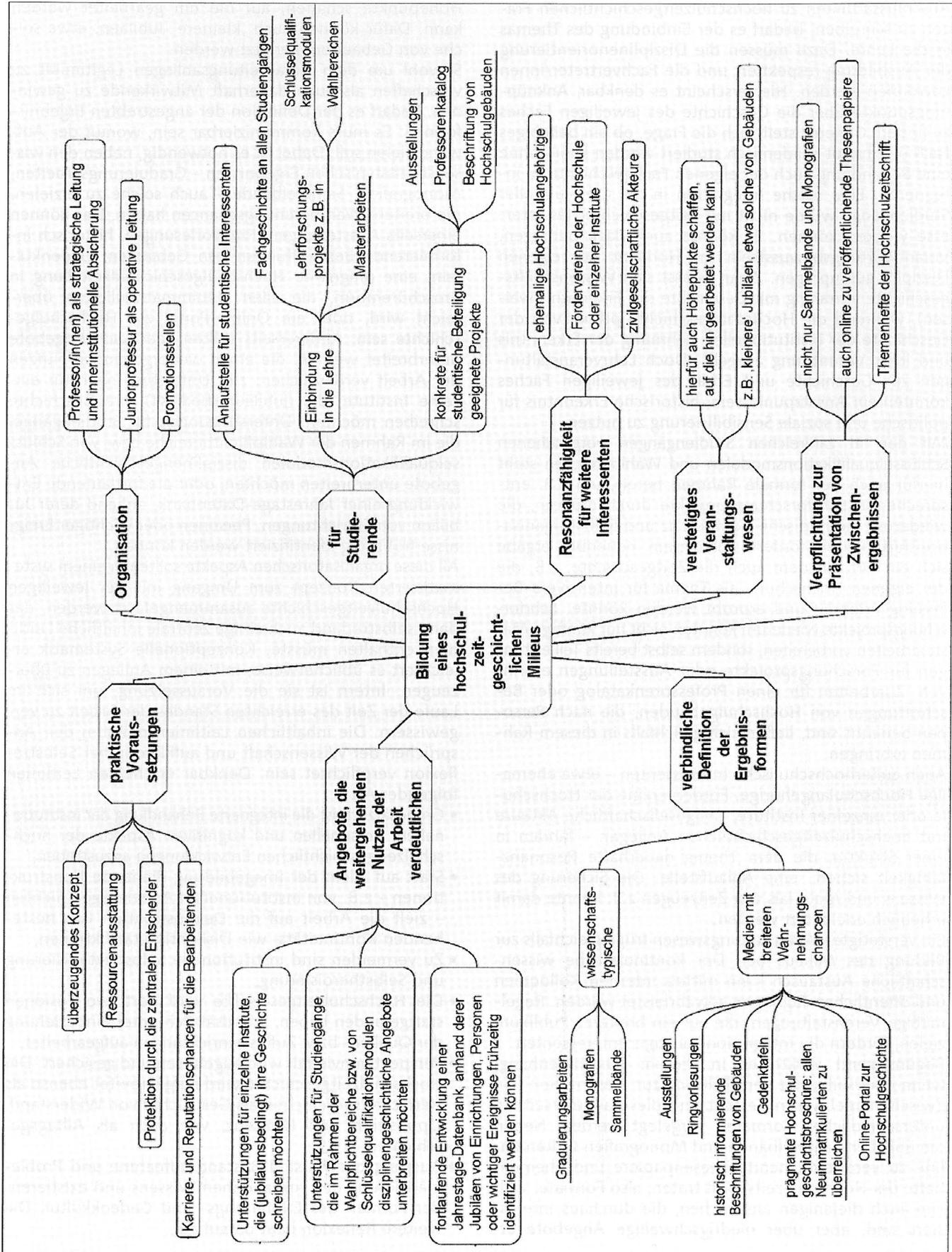
reicht werden müssen. Hierfür kann es hilfreich wirken, Höhepunkte schaffen, auf die hin gearbeitet werden kann: Dafür können auch ‚kleinere‘ Jubiläen, etwa solche von Gebäuden, genutzt werden.

Sowohl um dem Aufarbeitungsanliegen Legitimität zu verschaffen als auch dauerhaft Mitwirkende zu gewinnen, bedarf es der Definition der angestrebten Ergebnisformen: Es muss kommunizierbar sein, worauf der Aufwand zielen soll. Dabei ist es notwendig, neben den wissenschaftstypischen Ergebnissen – Graduirungsarbeiten, Monografien, Sammelbände – auch solche zu erzielen, die breitere Wahrnehmungschancen haben. Das können einerseits Ausstellungen, Ringvorlesungen, historische informierende Beschriftungen von Gebäuden, Gedenktafeln, eine prägnante Hochschulgeschichtsdarstellung in Broschürenform, die allen Neuimmatrikulierten überreicht wird, oder ein Online-Portal zur Hochschulgeschichte sein. Andererseits sollten aber auch Angebote unterbreitet werden, die einen weitergehenden Nutzen der Arbeit verdeutlichen: z.B. Unterstützungen für einzelne Institute, die (jubiläumsbedingt) ihre Geschichte schreiben möchten; Unterstützungen für Studiengänge, die im Rahmen der Wahlpflichtbereiche bzw. von Schlüsselqualifikationsmodulen disziplingeschichtliche Angebote unterbreiten möchten; oder die fortlaufende Entwicklung einer Jahrestage-Datenbank, anhand derer Jubiläen von Einrichtungen, Personen oder wichtiger Ereignisse frühzeitig identifiziert werden können.

All diese organisatorischen Aspekte sollten in einem systematisierten Konzept zum Umgang mit der jeweiligen Hochschulzeitgeschichte zusammengefasst werden, das dann selbstredend auch einige zentrale inhaltliche Leitlinien enthalten müsste. Konzeptionelle Systematik erleichtert es üblicherweise, mit einem Anliegen zu überzeugen. Intern ist sie die Voraussetzung, um sich im Laufe der Zeit des erreichten Standes der Arbeit zu vergewissern. Die inhaltlichen Leitlinien müssten den Ansprüchen der Wissenschaft und aufklärerischer Selbstreflexion verpflichtet sein. Denkbar erscheinen Leitlinien folgender Art:

- Grundsätzlich ist die integrierte Behandlung der institutionellen, personellen und kognitiven Aspekte der hochschulzeitgeschichtlichen Entwicklungen anzustreben,
- Statt auf allein der Imagebildung dienende Konstruktionen – z.B. von institutionellen Aufstiegsgeschichten – zielt die Arbeit auf die Dekonstruktion von bestehenden Kontinuitäts- wie Diskontinuitätsfiktionen,
- Zu vermeiden sind institutionelle Selbstviktimsierung und Selbstheroisierung,
- Die Hochschulzeitgeschichte wird dort, wo Fusionen stattgefunden haben, grundsätzlich unter Einbeziehung der Quellen- bzw. Zuflusseinrichtungen aufgearbeitet,
- Perspektivenvielfalt wird zugelassen und gesichert: Die Hochschulzeitgeschichte wird aufgearbeitet ebenso als Herrschaftsgeschichte, als Geschichte von Widerstand, Opposition und Renitenz, wie auch als Alltagsgeschichte,
- Ausgangspunkte sind Bestandsaufnahme und Problematisierung des vorhandenen Wissens und existierender Formen der Erinnerungs- und Gedenkkultur. Die weitere Reflexion baut darauf auf,

Übersicht 3: Elemente der Bildung eines hochschulzeitgeschichtlichen Milieus



- Deutungskonflikte werden zum einen dokumentiert, zum anderen wird die Möglichkeit geschaffen, sie breit zu diskutieren,
- Die Etablierung einer differenzierten Gedenk- und Erinnerungskultur wird als Teil der Geschichtsbearbeitung betrachtet und zielt ebenso auf eine Verankerung der Forschungsergebnisse im institutionellen Gedächtnis wie auf eine kritische Auseinandersetzung mit diesen.

Trotz aller institutionellen Vorkehrungen wird es gleichwohl nötig sein, realistische Erwartungen zu hegen. Die Arbeitsgruppe „Die Berliner Universität unterm Hakenkreuz“ an der Humboldt-Universität hatte 2005 in ihrem Abschlussbericht festgestellt: „Die Tatsache, dass das Gedenken vehement von außen eingefordert wurde, ehe der Akademische Senat selbst offiziell reagierte, zeigt auch, dass es der Universität als Institution *trotz der jahrzehntelangen und namentlich in der letzten Dekade enorm intensivierten Forschung* über die Rolle der Wissenschaften und Universitäten im Nationalsozialismus noch immer an der notwendigen Sensibilität für den öffentlichen Umgang mit der NS-Vergangenheit zu mangeln scheint“ (AG Universität – Hakenkreuz 2005). Darauf wird man sich bei der Aufarbeitung jeglicher hochschulischer Zeitgeschichte einstellen müssen: Zeithistorische Sensibilität wird weder in einem mechanischen Modus von Intervention und Wirkung erzeugt, noch kann ein einmal erreichtes Selbstaufklärungsniveau als fortan fragloser Standard gelten. Anstrengungsfrei wird die zeitgeschichtliche Selbstverortung einer Hochschule nie zu haben sein.

Literatur- und Quellenverzeichnis

AG Universität – Hakenkreuz, Arbeitsgruppe „Die Berliner Universität unterm dem Hakenkreuz“ (2005): Abschließender Ergebnisbericht, Berlin 2005, S. 5, Herv. DH/PP; URL [http://ns-zeit.geschichte.hu-berlin.de/Portals/\\_NS\\_Zeit/Documents/Abschlussbericht\\_AG-NS-Zeit\\_HUB.pdf](http://ns-zeit.geschichte.hu-berlin.de/Portals/_NS_Zeit/Documents/Abschlussbericht_AG-NS-Zeit_HUB.pdf) (10.11.2010).

Daxner, M. (1996): Ist die Universität noch zu retten? Zehn Vorschläge und eine Vision. Reinbek bei Hamburg.

Hechler, D./Pasternack, P. (2011): Deutungskompetenz in der Selbstanwendung. Der Umgang der ostdeutschen Hochschulen mit ihrer Zeitgeschichte, Halle-Wittenberg.

Kowalczyk, I.-S. (Iv.) (2010): Die Karriere von Ex-Kultusminister Olbertz gerät ins Zwielficht seiner DDR-Schriften. In: Märkische Allgemeine, 3.6.2010, URL <http://www.maerkischeallgemeine.de/cms/beitrag/11813415/492531/Die-Karriere-von-Ex-Kultusminister-Olbertz-geraet-ins.html> (19.6.2010).

Pellert, A. (1999): Die Universität als Organisation. Die Kunst, Experten zu managen. Böhlau, Wien/Köln/Graz, S. 110ff.

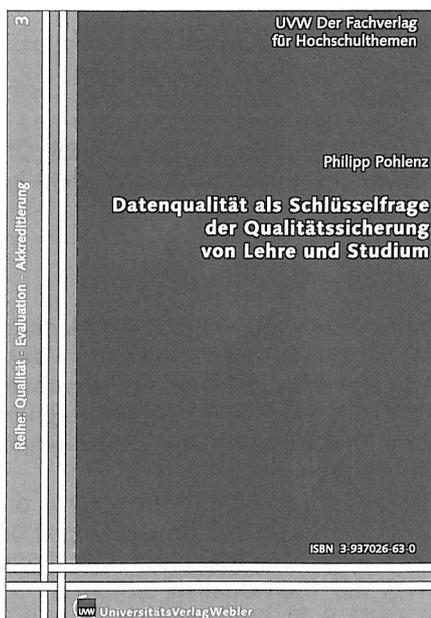
van Laak, C. (2010): Verschlussene Zeitzeugen. Ostdeutsche Hochschulen und ihre DDR-Vergangenheit. Deutschlandfunk, Studiozeit Aus Kultur und Sozialwissenschaften, 9.9.2010, 20:10 Uhr; URL [http://ondemand-mp3.dradio.de/file/dradio/2010/09/09/dlf\\_20100909\\_2044\\_39350d84.mp3](http://ondemand-mp3.dradio.de/file/dradio/2010/09/09/dlf_20100909_2044_39350d84.mp3) (11.9.2010).

vom Bruch, R. (2007): „Universität“ – ein „deutscher Erinnerungsort“?. In: Jürgen John/Justus H. Ulbricht (Hg.): Jena – ein nationaler Erinnerungsort? Böhlau, Köln/Weimar/Wien, S. 93–99.

■ Daniel Hechler, M.A., Politikwissenschaftler am Institut für Hochschulforschung (HoF) an der Universität Halle-Wittenberg, eMail: [daniel.hechler@hof.uni-halle.de](mailto:daniel.hechler@hof.uni-halle.de)

■ Dr. Peer Pasternack, Prof., Direktor des Instituts für Hochschulforschung (HoF), Universität Halle-Wittenberg; wissenschaftlicher Geschäftsführer des WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt Wittenberg, eMail: [peer.pasternack@hof.uni-halle.de](mailto:peer.pasternack@hof.uni-halle.de); <http://www.peer-pasternack.de>

Philip Pohlenz:  
Datenqualität als Schlüsselfrage der Qualitätssicherung von Lehre und Studium



Hochschulen wandeln sich zunehmend zu Dienstleistungsunternehmen, die sich durch den Nachweis von Qualität und Exzellenz gegen ihre Wettbewerber durchsetzen müssen. Zum Vergleich ihrer Leistungen werden verschiedene Evaluationsverfahren herangezogen. Diese stehen jedoch vielfach in der Kritik, bezüglich ihrer Eignung, Leistungen der Hochschulen adäquat abzubilden. Verfahren der Evaluation von Lehre und Studium wird vorgeworfen, dass ihre Ergebnisse bspw. durch die Fehlinterpretation hochschulstatistischer Daten und durch die subjektive Färbung studentischer Qualitätsurteile verzerrt sind. Im Zentrum des vorliegenden Bandes steht daher die Untersuchung von potenziellen Bedrohungen der Aussagefähigkeit von Evaluationsdaten als Steuerungsinstrument für das Management von Hochschulen.

ISBN 3-937026-63-0, Bielefeld 2009,  
170 Seiten, 22.80 Euro

Bestellung - E-Mail: [info@universitaetsverlagwebler.de](mailto:info@universitaetsverlagwebler.de), Fax: 0521/ 923 610-22

Reihe Qualität - Evaluation - Akkreditierung

Die Pflege der Hochschulzeitgeschichte stellt einen wesentlichen Teil der Identitätsklärung und damit der Hochschulkultur dar. Vielfach unterbleibt sie oder fehlt zumindest die Kontinuität. Wenn sie mehr als der Aufbau von Chroniken sein soll, ist entscheidend, wer damit betraut wird. Häufig fehlt es an sachlicher Distanz oder an einer adäquaten historischen wissenschaftlichen Ausbildung (vor allem bei einer fachdisziplinären Zeitgeschichte außerhalb der Geschichtswissenschaft). Immer wieder wird daher der heutige Kenntnisstand und Wertemaßstab ungerechtfertigter Weise auf die zeitgenössischen Akteure projiziert. *Daniel Hechler & Peer Pasternack* strukturieren in ihrem Beitrag **Zeithistorische Selbstaufklärung. Ein Handlungsmodell für die verstetigte Präsenz der Hochschulzeitgeschichte im Hochschulalltag** das Themenfeld und entwickeln praktische Vorschläge, wie Hochschulen mit diesem Teil ihrer Kultur umgehen sollten.

**Seite 184**

Der Begriff "Studienerfolg" gehört sicherlich zu den Kernbegriffen der Reformrhetorik. Schon die vielfältige Art, mit der in dessen Namen Daten erhoben und Berichte geschrieben werden, macht stutzig. Meinen die Hochschulen alle das gleiche? War das Studium erfolgreich, wenn die Prüfungen bestanden wurden? Und das Niveau der Prüfungen? Oder erfolgreich, wenn auf die erwartbaren beruflichen Anforderungen gut vorbereitet wurde? Inwieweit entspricht Studienerfolg einem bundesweiten oder gar europäischen Maßstab? Verfügen die Hochschulen über ein ausdifferenziertes Konzept von Studienerfolg? Diese Fragen hat sich auch eine *Gruppe um Peter Lorson* gestellt. Das Ergebnis ihrer empirischen Studie, die sie unter dem Titel **Studienerfolg – Was verstehen Hochschulen aus dem deutschsprachigen Raum darunter?** hier vorstellen, ist bemerkenswert, kann aber kaum noch überraschen. In der HSW-Ausgabe 4-2011 war anhand einer anderen empirischen Studie gezeigt worden, dass Hochschulleitungen häufig eine Konzeption für gute Lehre fehlte. Das passt zusammen.

**Seite 192**

Im hier folgenden Beitrag geht es um Hochschulräte. An dieser Stelle können nicht die Debatten um die Einbettung von Hochschulen in ihre jeweilige Gesellschaft zusammen gefasst werden, die – bezogen auf Deutschland – nach den Erfahrungen der 1920er Jahre (weithin noch am Kaiserreich orientierte Universitäten in der ersten deutschen Republik), den Erfahrungen mit staatlichem Dirigismus und der Ideologisierung in den beiden deutschen Erziehungsstaaten, dem "Dritten Reich" und der DDR, zunächst zur Einrichtung der Kuratorien in den Universitäten West-Berlins geführt haben. Fast schon vergessen dann die Debatten der 1960er Jahre um die Demokratisierung unserer Gesellschaft, die zur Gruppenuniversität führten. Ganz vergessen der Gedanke dort, dass die Studierenden in den Gremien nicht nur als Statusgruppe vertreten sein sollten, sondern explizit als Brücke zur Gesellschaft. Deren Gesellschaftsschichten und deren Interessen- und Vorstellungswelt sollten im Zuge der "sozialen Öffnung" der Hochschulen zumindest indirekten Einfluss auf die Hochschulent-

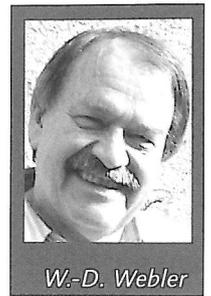
wicklung gewinnen. Vergessen wird ebenso die Phase, in der die Professoren ihre Rechte gegen die Gruppenuniversität einklagten und nicht zurück gewannen, sondern in den 1970er und frühen 1980er Jahren weithin zunächst an den Staat verloren. Und dann die Autonomisierungs- und Hochschul"befreiungs"welle vor der Jahrtausendwende, die letztlich zur Einrichtung von Hochschulräten führte. Hier kann nur an diese wechsellvollen Entwicklungen erinnert werden. *Werner Nienhäuser* zeigt in seinem Aufsatz **Ressourcenabhängigkeit und Hochschulräte. Eine empirische Analyse**, inwieweit diese Einbettung inzwischen gelungen ist. Die Ergebnisse zeigen ein Wahlverhalten der für die Besetzung verantwortlichen Gremien, in dem sich andere Interessen durchgesetzt haben.

**Seite 199**

Bei jeder Studienreform stellt sich die Frage nach deren Zielen und Ausrichtung, jetzt wieder durch den europäischen Qualifikationsrahmen und seine nationale Umsetzung. Dabei ist eine gewisse Neigung erkennbar, die Gegenwart jeweils als das bisher komplexeste Entwicklungsstadium einzustufen, verbunden mit einer Abwertung der Zeit davor, der keine Lösungen zugetraut werden. Nun besteht wieder die Gefahr, nicht an der intensiven Debatte und Konzeptentwicklung über individuelle, gesellschaftliche und wirtschaftliche Studienziele anzusetzen, die in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren zwischen Mitgliedern aus Bundesassistentenkonferenz, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung Berlin, dem Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung Erlangen-Nürnberg und der Arbeitsgemeinschaft für Hochschuldidaktik (AHD) geführt worden ist. Noch heute ist schwer nachzuvollziehen, warum die deutsche Delegation bei den Bologna- und den EQR-Verhandlungen hinter den damaligen Reflexionsgrad zurück gefallen ist, der sich teilweise auch in den §§ 7 und 8 HRG niedergeschlagen hatte. Die deutsche Programmatik war deutlich weiter als die Studienziele im Rahmen der Bologna-Reform. Insofern besteht Aussicht, dass das von *Sigrig Blömecke & Olga Zlatkin-Troitschanskaia* hier vorgestellte, ambitionierte Forschungsprogramm **Kompetenzmodellierung und Kompetenzerfassung im Hochschulsektor – Aufgaben und Herausforderungen des BMBF-Forschungsprogramms KoKoHs**, an diese Vorleistungen anknüpft. Forschungspolitisch ist es sehr zu begrüßen, dass dieses Themenfeld jetzt mit Hilfe des Bundes gründlicher erforscht werden kann.

**Seite 205**

Seit der Bologna-Debatte um Employability schwanken die Meinungsmehrheiten (ungeachtet gesetzlicher Aufträge) zwischen zwei Extremen: Einmal in die Richtung, die Studierenden würden viel zu wenig auf die spätere Berufspraxis vorbereitet, der Bachelor sei schließlich ein berufsbefähigender Abschluss. Und andererseits der Meinung, das Bachelorstudium müsse vor allem eine solide Grundlage legen für das (konsekutive) Weiterstudium im Master, der erst zur wissenschaftlichen Berufs-



W.-D. Webler